Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 77 (1983)
Heft: 6

Artikel: Sinnvolle Arbeit für alle : eine 1.-Mai-Rede mit "Roote Müüler"
Autor: Spieler, Willy
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143049

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zwischen unseren aktiven Bemühungen um Solidarität mit den armen Kirchen und Gesellschaften in der Dritten Welt und der tatsächlichen Funktion des Finanzplatzes Schweiz als Hort für Fluchtgelder aus derselben Dritten Welt besteht ein krasser Widerspruch. Solidarität mit den Armen der Welt und Produktion von Weltarmut sind nicht zugleich möglich. Ein zentraler Teil dieses Widerspruchs kann über die Bankeninitiative politisch gelöst werden. Wie wir uns zu dieser Initiative stellen, hängt demnach davon ab, wie wir die obigen Grundsatzfragen beantworten, ob wir uns vom Schrei der Armen nach Gerechtigkeit treffen lassen und daraus die nötigen politischen Konsequenzen für unsere eigene Umkehr ziehen wollen.

Willy Spieler

Sinnvolle Arbeit für alle

Eine 1.-Mai-Rede mit «Roote Müüler»

Dieser Text gibt eine Rede wieder, die an der 1.-Mai-Feier 1983 in Männedorf gehalten wurde. Der Rede fehlt leider die emotionale Aussagekraft, die sie durch den von Karl Scheuber und Georges Wieland geleiteten Chor «Roote Müüler» erhielt. Die Rede war den Liedern, die Lieder waren der Rede zugeordnet. Das eine lässt sich vom andern nicht trennen; die Liedtexte können nur andeuten, wie diese Dialektik spielte. Den Chorleitern sowie den zwei Dutzend Sängerinnen und Sängern, die den Unterdrückten, Erniedrigten und Beleidigten von gestern und von heute ihre Stimmen liehen, möchte ich diese Rede nachträglich widmen. *W.Sp.*

«Du musst unaufhaltsam sein»

Als ich dich in meinem Leib trug
War es um uns gar nicht gut bestellt
Und ich sagte oft: der, den ich trage
Kommt in eine schlechte Welt.

Und ich nahm mir vor, zu sorgen
Dass er sich da etwa auch nicht irrt.
Den ich trage, der muss sorgen helfen
Dass sie endlich besser wird.

Und ich sah da Kohlenberge
Mit'nem Zaun drum. Sagt ich:
nicht gehärmt!
Den ich trage, der wird dafür sorgen
Dass ihn diese Kohle wärmt.

Und ich sah Brot hinter Fenstern
Und es war den Hungrigen verwehrt.
Den ich trage, sagt ich, der wird sorgen
Dass ihn dieses Brot da nährt.

Und sie holten seinen Vater
In den Krieg, und ist nicht heimgekehrt.
Den ich trage, sagt ich, der wird sorgen
Dass ihm das nicht widerfährt.

Als ich Dich in meinem Leib trug
Sprach ich leise oft in mich hinein:
Du, den ich in meinem Leibe trage
Du musst unaufhaltsam sein.

(Melodie von Hannes Eissler)

«Du musst unaufhaltsam sein», mit diesem Schluss aus dem «Wiegenlied für Arbeitermütter» von Bertold Brecht grüsse ich Euch,
Kolleginnen und Kollegen,
Genossinnen und Genossen!
Sind wir, die Arbeiterbewegung, der Sozialismus wirklich unaufhaltsam? Ist so zu fragen nicht eine Ironie, sieben Tage nach der schmerzlichen Wahlniederlage für die Arbeiterbewegung, für den Sozialismus im Kanton Zürich?

Die Arbeiterbewegung als weltweite Befreiungsbewegung

So zu fragen wäre vielleicht dann eine Ironie, wenn wir an unserer 1.-Mai-Feier nur auf verlorene Sitze starren würden, wenn wir uns auf das beschränkten, was gerade vor unserer Haustüre passiert, und wenn wir darob vergässen, dass der Sozialismus ein Internationalismus ist, dass die Arbeiterbewegung sich als eine weltweite Befreiungsbewegung versteht, dass der Kampf gegen Ausbeutung und Unterdrückung überall in der Welt auch unser Kampf ist.
In diesem Weltmassstab sind wir vielleicht doch unaufhaltsam geworden. Das gilt sogar für Europa: Noch vor wenigen Jahren wären sozialistische Regierungen in Spanien, Portugal oder Griechenland undenkbar gewesen. Sicher ist in diesen Staaten, wie übrigens auch in Frankreich, die Entscheidung für den Sozialismus noch lange nicht endgültig gefallen. Rückschläge, auch selbstverschuldete wie in der Bundesrepublik Deutschland, sind möglich. Aber sozialistische Regierungen, gar solche mit absoluter Parlamentsmehrheit, widerspiegeln doch die grosse Hoffnung, die eine grosse Mehrheit dieser Völker in den Sozialismus setzt.
Das gilt erst recht für die Dritte Welt: Für sie ist die Überwindung des Kapitalismus die einzige Hoffnung, die einzige Möglichkeit der Befreiung. Darum wählen auch alle Völker in der Dritten Welt eine Form des Sozialismus, wenn sie sich frei entscheiden können. Es ist den sozialistischen Staaten in der Dritten Welt von China bis Kuba gelungen, den Hunger und den Analphabetismus erfolgreich zu bekämpfen. China, das volkreichste Land der Erde, kennt seit zwanzig Jahren keine Hungersnöte mehr. Und von Kuba sagt Ernesto Cardenal, hier sei «Revolution der neue Name für christliche Nächstenliebe».

Sozialismus oder Barbarei

Was hat demgegenüber der Kapitalismus der Dritten Welt zu bieten ausser der zunehmenden Verelendung der grossen Volksmassen? Die kapitalistische Erste Welt hat die Dritte Welt den Gesetzen des Marktes und damit dem Recht des Stärkeren unterworfen. Sie übt so eine Gewalt aus, die zwar lautlos ist, sich aber brutal wie ein Holocaust auswirkt:

— 40 Millionen Menschen sterben jährlich an Hunger, die Hälfte davon Kinder
— jeder 6. Erdenbewohner ist chronisch unterernährt
— 800 Millionen Menschen leben in grösster Armut
— am Ende des Jahrhunderts werden 750 Millionen vom Hungertod bedroht sein.

Und das alles im Herrschaftsbereich des Kapitalismus

Hunger ist ein Skandal. Denn es fehlt nicht an den objektiven Möglichkeiten, um ihn zu überwinden, sondern am politischen Willen, an den politischen Strukturen. Ein Bruchteil der 600 Dollar-Milliarden und der Intelligenz, die jährlich in die Rüstung investiert werden, würde genügen, um allen Menschen das vitalste aller Menschenrechte, das Recht auf Nahrung und damit auf Leben, zu gewährleisten.
Darum *muss* unsere Bewegung unaufhaltsam sein. Sie *ist* nicht einfach unaufhaltsam. Wir können den Sozialismus nicht mit verschränkten Armen abwarten wie den nächsten Sonnenaufgang. Wir *müssen* für den Sozialismus kämpfen, un-

aufhaltsam sein. Die Alternative, die Rosa Luxemburg ausgesprochen hat und die immer mehr nach einer endgültigen Entscheidung drängt, heisst: Sozialismus oder Barbarei.

Eine Wahlniederlage als Mahnung

Deshalb wollen wir gewiss nicht alles gutheissen, was unter sozialistischer Flagge segelt. Mit der Kritik sollten wir aber nicht bei den andern, die sich Sozialisten nennen, anfangen, sondern bei uns selbst. Und da, meine ich, müsste uns die Wahlniederlage vom letzten Sonntag eine ernste Mahnung sein. Vor allem die Sozialdemokratie hat die Wahlen nicht deshalb verloren, weil ihr die bürgerlichen Parteien Stimmen abgenommen hätten. Sie hat die Wahlen darum verloren, weil vor allem jüngere Mitbürgerinnen und Mitbürger sich Gruppierungen zugewandt haben, die sie für konsequenter sozialistisch oder für konsequenter ökologisch halten. Die Partei hat nicht deshalb Wähler verloren, weil sie zu radikal gewesen wäre, sondern weil sie es in den Augen vieler Wählerinnen und Wähler zu wenig war.

Was tun? Ich glaube, wir sind mit der Forderung «Arbeit für alle» auf dem richtigen Weg, jedenfalls dann, wenn wir wirklich an alle denken, und das heisst: wenn wir über die nationalen Grenzen hinausdenken, und wenn wir auch nicht einer Arbeit um jeden Preis nachjagen, sondern wenn wir um eine sinnvolle Arbeit kämpfen.

Arbeit für alle

Vom Warencharakter der Arbeit

Die Schweiz zählt zur Zeit etwa 26'000 Ganzarbeitslose. Das scheinen wenige zu sein im Vergleich mit den 12 Millionen oder 10 Prozent Erwerbstätigen in den EG-Staaten. Aber vergessen wir nicht: Auch in der Schweiz gäbe es heute um die 10 Prozent Arbeitslose, wenn wir nicht in der Zeit nach 1973 300'000 Fremdarbeiter in ihre Herkunftsländer zurückgeschickt und dadurch unsere Arbeitslosigkeit «exportiert» hätten. Im vergangenen Jahr gingen weitere 60'000 Arbeitsplätze verloren. Es trifft die schwächsten Glieder unserer Gesellschaft: 27 Prozent von allen Arbeitslosen sind Jugendliche. Es trifft vor allem auch die Frauen, die Behinderten und die älteren Arbeitnehmer. Das ist schon immer so gewesen. «Der alte Arbeiter», ein Lied, das vor bald hundert Jahren in der Zeitschrift «Arbeiter-Stimme» (Zürich 1888) erschienen ist, erinnert daran:

Als ich noch jung an Jahren, da war mir nichts zu schwer,
dem Mann mit weissen Haaren gibt's keine Arbeit mehr.

Lang hatt'ich ausgehalten, jetzt hat man mir gesagt:
«Wir brauchen keinen Alten!» und hat mich fortgejagt.

«Wir können dich entbehren, wir brauchen junge Kraft!»
Ich ward doch alt in Ehren und hab' mich müd geschafft.

Ach Gott, ich bin so müde, recht müde bis aufs Blut,
möcht' wissen, wie der Friede dem armen Menschen tut.

Doch ruhn die alten Arme, so haben sie kein Brot;
dem Tier zeigt man Erbarmen und — schlägt es endlich tot.

(Melodie von Urs Hostettler)

Zwar muss niemand mehr verhungern, wenn er arbeitslos wird. Aber die Arbeit hat deswegen ihren Warencharakter noch lange nicht verloren. Sie ist nur ein Unkostenfaktor in der Unternehmungsbilanz. Kommen Rezessionszeiten, so wirft man sie weg wie überflüssigen Ballast — und schon steigen wieder die Profite, die Aktienkurse, die Dividenden. Je weniger wert die Arbeit ist, um so mehr nimmt der Wert des Kapitals zu.
Eine andere Form, den Unkostenfaktor Arbeit zu drücken, ist der Missbrauch der Kurzarbeit. Zu Lasten der Arbeitslosenversicherung wird dabei aus dem Arbeitnehmer die gleiche Leistung herausgepresst wie bei der Ganzarbeit. Wer wagt es noch, gegen diese Ausbeutung aufzubegehren? Die Angst um den Arbeitsplatz wird zum grossen Geschäft asozialer Arbeitgeber. Viele Arbeitnehmer wagen es auch nicht mehr, sich krank zu melden. Wie die steigenden Unfallzahlen in der Suva-Statistik seit 1976 zeigen, stehen immer mehr kranke und gestresste Arbeiter an den Maschinen.

Arbeitszeitverkürzung ohne Lohnabbau

Damit die Arbeitslosigkeit, damit das Geschäft mit der Angst um die drohende Entlassung aufhört, müssen wir das Angebot an Arbeit wieder knapper machen, und das heisst: die Arbeitszeit verkürzen, um die Arbeit auf mehr Hände und Köpfe zu verteilen. Darum liegt der Schweizerische Gewerkschaftsbund richtig, wenn er eine Initiative zur Einführung der längst fälligen 40-Stunden-Woche lanciert. In Branchen, in denen die Mikroelektronik zusätzliche Arbeitsplätze wegrationalisiert, muss auch die weitergehende Forderung nach der 35-Stunden-Woche durchgesetzt werden. Ich denke vor allem an den Dienstleistungsbereich, wo in den nächsten zehn Jahren an die 150'000 Büro-Arbeitsplätze der Rationalisierung zum Opfer fallen werden. Eine ähnliche Entwicklung ist in der Maschinen- und Apparateindustrie zu erwarten.

Aber schon halten die Arbeitgeber und das politische Bürgertum einen neuen Erpressungsversuch bereit. Sie sagen uns: Einverstanden mit der Arbeitszeitverkürzung, aber nur unter der Bedingung, dass Ihr auch mit weniger Lohn zufrieden seid. Diese Erpressung können wir nicht hinnehmen; denn:

— Seit 1977 stagnieren unsere Realeinkommen, obwohl die Produktivität, also das, was pro Arbeitsstunde geleistet wird, Jahr für Jahr zugenommen hat. Wer profitiert davon? Sicher nicht der Arbeitnehmer.
— Von Lohnabbau darf man nicht sprechen, ohne den im Gange befindlichen Sozialabbau zu erwähnen. In den letzten fünf Jahren hat der Bund seine Leistungen an unsere Sozialwerke um 5 Milliarden Franken gekürzt: Bei der AHV hat er 2,4 Milliarden eingespart, bei der Krankenversicherung weitere 2 Milliarden und ein paar hundert Millionen bei der Arbeitslosenversicherung.
  Und warum dieser Sozialabbau? Weil dem Bund durch Steuerhinterziehung jährlich 3 Milliarden Franken verlorengehen. Und weil 180 Milliarden Treuhandgelder steuerfrei auf dem Finanzplatz Schweiz gehortet werden, während jede noch so bescheidene Forderung nach einer Verrechnungssteuer für diese Treuhandgelder auf den verbissenen Widerstand der von den Banken erfolgreich kolonialisierten Parlamentsmehrheit stösst.
— Solange schliesslich die reichsten 5 Prozent aller Steuerpflichtigen mehr Vermögen besitzen als die restlichen 95 Prozent zusammen, haben wir ohnehin keinen Anlass, die Arbeitszeitverkürzung durch einen Lohnabbau für das Kapital erträglicher zu machen.

Lohnabbau aus Solidarität mit der Dritten Welt?

Lohnabbau wäre nur dann ein — allerdings sehr ernstes — Thema, wenn es um

einen Akt der Solidarität mit den Kolleginnen und Kollegen in der Dritten Welt ginge. Diese stehen in der Tat vor gigantischen Arbeitsplatzproblemen. Damit «Arbeit für alle» weltweit sich verwirklichen liesse, müssten bis zum Jahr 2000 eine Milliarde neue Arbeitsplätze geschaffen werden, davon 900 Millionen in der Dritten Welt. Der Kapitalismus ist unfähig, auf diese Herausforderung eine Antwort zu finden. Wie aber steht es mit uns? Sind wir als Gewerkschafter und Sozialisten bereit, den Gürtel enger zu schnallen, um sinnvolle Investitionen in der Dritten Welt zu ermöglichen und dort Kaufkraft für die nötigen Lebensmittel zu schaffen? Auf jeden Fall muss auch für uns gelten, was der Ökumenische Rat der Kirchen 1976 in Nairobi erklärt hat: «Niemand darf seinen Wohlstand vergrössern, solange nicht alle das Existenzminimum haben.»

Sinnvolle Arbeitsplätze

Entwürdigung der Arbeit im Konsum- und Vergeudungskapitalismus

Wenn wir «Arbeit für alle» fordern, dann meinen wir nicht jede beliebige, sondern eine *sinnvolle* Arbeit für alle. Mit dieser Forderung legen wir uns allerdings quer zum real existierenden Konsum- und Vergeudungskapitalismus. Dieser zwingt uns, Produkte herzustellen, die sich möglichst rasch abnutzen, damit die Nachfrage erhalten bleibt. Und er zwingt uns, zu konsumieren, damit diese Arbeitsplätze nicht gefährdet werden. Wir Schweizer arbeiten einen Monat im Jahr nur für die Werbung und die Verpackung unserer Produkte sowie die Entsorgung von dieser Verpackung. Arbeit aber, die unnötigen Konsum erzwingt oder die auf unnötigem Konsum beruht, entwürdigt den arbeitenden Menschen. Aus Produzenten von Werten werden Konsumenten von Wertlosigkeiten. In welche Richtung dieser Konsum- und Vergeudungskapitalismus treibt, zeigt Anni Beckers bitterböses «Lied vom Fernsehn»:

Die Perversion der Arbeit von der Produktivkraft zur Destruktivkraft

Arbeit verliert ihren Sinn, wenn sie von einer Produktivkraft zu einer Destruktivkraft wird, wenn also unsere Wirtschaft nicht mehr mit der Natur in Einklang steht, sondern sie zerstört, wenn Ökologie und Ökonomie unvereinbare Gegensätze werden. Wir müssen daher lernen, unsere Produktion so zu bändigen und zu lenken, dass sie unsere natürlichen Lebensgrundlagen nicht länger gefährdet. Das ist kein Widerspruch zur Forderung nach «Arbeit für alle». Im Gegenteil: Es ist die lebensfeindliche Grosstech-

Was bringt uns denn das Fernsehn, das Fernsehn, das Fernsehn?
Es bringt uns, was wir gern sehn, so gerne sehn:
Reklame für die Knödel mit Stars und mit Geblödel,
damit wir immer wissen, was wir noch kaufen müssen.

Was bringt uns denn das Fernsehn, das Fernsehn, das Fernsehn?
Es bringt uns, was wir gern sehn, so gerne sehn:
Es bringt seit vielen Jährchen uns alte, liebe Märchen
von Räubern und Gendarmen, von Reichen und von Armen.

Was bringt uns denn das Fernsehn, das Fernsehn, das Fernsehn?
Es bringt uns, was wir gern sehn, so gerne sehn:
Von Guten und von Bösen. Und alle Fälle lösen
gescheite Kommissare. Das ist für uns das Wahre.

Was bringt uns denn das Fernsehn, das Fernsehn, das Fernsehn?
Es bringt uns, was wir gern sehn, so gerne sehn:
Man braucht nicht mehr zu denken und sich das Hirn verrenken.
Bei Krimis mit Ganoven kann man so schön verdoofen.

Wir lassen uns zerstreuen, zerstreuen, zerstreuen.
Das werden wir bereuen, bereuen:
Zerstreute könn' nicht denken, drum kann man uns schön lenken.
Wie Hampelmannfigürchen, so hampeln wir am Schnürchen.

Ein Hampelmann muss bammeln, muss bammeln, muss bammeln.
Gedanken wolln wir sammeln, ja sammeln,
damit wir immer wissen, wie wir jetzt handeln müssen.
Mit Grips und nicht mit Geistern wolln wir das Leben meistern.

nologie, die Arbeitsplätze wegrationalisiert oder die Schaffung von neuen Arbeitsplätzen verhindert. Mit dem gleichen Geld, das wir zum Beispiel für ein Atomkraftwerk ausgeben, könnten wir auch Häuser isolieren. Dadurch würden wir ziemlich genau so viel Energie sparen, als ein AKW produziert. Mit dem Unterschied freilich, dass wir mit der Gebäudeisolierung fünfmal mehr Arbeitsplätze schaffen könnten als durch den Bau und Unterhalt eines AKW's.
«Rationalisieren» kommt vom lateinischen Wort «ratio», das wir mit «Vernunft» übersetzen. Ich meine, ein AKW wegzurationalisieren, entspräche dem Begriff der «ratio» weit mehr als die Aufhebung oder Verhinderung vernünftiger Arbeitsplätze. Auch wir sind somit fürs «Rationalisieren»: für das Einbringen von mehr Vernunft in die Politik und in die Wirtschaft.
In der Diskussion um die Wirtschaftsinitiative der SP des Kantons Zürich hat das politische Bürgertum uns vorgeworfen, dass wir nicht bereit seien, auch Arbeitsplätze in der Rüstungsindustrie mit staatlichen Mitteln zu subventionieren. Soweit sind wir also schon, dass man Sozialisten und Gewerkschaftern zumutet, das Geschäft mit dem Tod auch noch durch ein Volksbegehren zu unterstützen. Dieses Ansinnen zeigt nur, wie wenig unsere Kritiker über den Sinn der Arbeit nachdenken. Sie wollen, wenn überhaupt, Arbeit um jeden Preis und ersparen sich die Auseinandersetzung mit der Frage, ob Arbeit wirklich jeden Preis wert sei. Das politische Bürgertum ist, wie das neuste Arbeitsbeschaffungsprogramm des Bundes zeigt, sogar bereit, Rüstungskrediten nur aus wirtschaftlichen und nicht einmal mehr aus militärischen Gründen zuzustimmen, zum Beispiel Sturmgewehre zu kaufen, die eigentlich niemand will, nicht einmal die Armee.
Je überflüssiger die Waffen sind, die wir kaufen, um so weniger kommen sie zum Einsatz, um so mehr dienen sie wohl dem Frieden. Ein Friedensinstrument wären unsere Waffen freilich selbst dann, wenn sie zum Einsatz kämen; denn der mögliche Einsatz ist die Drohung, die uns den Frieden bewahrt. Ein Friedensinstrument sind auch die Waffen, die wir exportieren; denn wir exportieren sie nur, damit dieses Friedensinstrument uns etwas billiger zu stehen kommt. Das gute Mittel heiligt den schlechten Zweck. Es wird Zeit für das «Gaslied», das Max Jensen 1928 nach einer Giftgasexplosion in Hamburg geschrieben hat:

(Melodie der Berliner Agitprop-Truppe «Rote Raketen»)

Aus ist's mit den bösen Kriegen, sagt der Völkerbund,
Friedenstauben munter fliegen um das Erdenrund.
Es ertönt in jedem Lande Friedensmusik,
und geächtet und verbannt ist jetzt der Krieg.
Nur zum Spass macht man Gas, weil's noch keiner kennt.
Panzerkreuzer sind das beste Friedensinstrument.
Gasgefüllte Fliegerbomben, nur für den Sport.
Niemand denkt mehr an den Massenmord.

Doch im allertiefsten Frieden explodierte was,
und der Menschheit war beschieden bestes Phosgengas.
Allen guten Pazifisten wurde plötzlich mies,
doch, den Mund weit aufgerissen, sprachen sie dies:
Mit dem Gas, das macht Spass, weil's noch keiner kennt.
Phosgengas, das ist das neuste Friedensinstrument.
Gasgefüllte Fliegerbomben, nur für den Sport.
Wirklich denkt niemand an Massenmord.

Mit den Friedenslobtiraden wirst du eingewiegt,
bis der erste Giftgasschwaden dir im Magen liegt;
bis du wirst im Krieg verrecken an Giftgasduft.
Aus dem Schlaf dich zu erwecken: Die Rot Front ruft!
Krieg dem Krieg, unser Sieg macht dem Mord ein End.
Unsre Fäuste sind das beste Friedensinstrument.
Es vertreibt die Giftgaswolke vom Horizont
das Heer der Arbeit, die Rot Front.

Mitbestimmung und Investitionslenkung

Es scheint heute keine Arbeiter und schon gar keine Proletarier mehr zu geben. Es gibt nur noch «Mitarbeiter». Seltsam ist dabei, mit welchem Aufwand an Demagogie diese «*Mit*arbeiter» von jeder *Mit*bestimmung ausgeschlossen werden. Mitarbeit ohne Mitbestimmung ist jedoch pure Augenwischerei.

In der Mitbestimmungsdiskussion der 70er Jahre haben wir vielleicht zuviel mit Strukturen, mit Begriffen von Macht und Gegenmacht, argumentiert und uns zuwenig über Inhalte Gedanken gemacht, zuwenig über die Frage nachgedacht, zu welchem Ziel wir die Mitbestimmung brauchen. Heute wissen wir das genauer:

Wir brauchen die Mitbestimmung, um sinnvolle Arbeitsplätze für alle zu schaffen, um m.a.W. das wirtschaftliche Wachstum qualitativ zu bestimmen. Damit wir Produkte herstellen, die wir vor den Mitmenschen und vor der Natur verantworten können, brauchen wir die Mitbestimmung. Wir brauchen die Mitbestimmung ferner, damit wir unsere Wirtschaftsbeziehungen zur Dritten Welt auf einer Basis der Solidarität regeln können, um zum Beispiel zu verhindern, dass unsere Betriebe in Billiglohnländer verlegt werden und wir für die Ausbeutung von Kolleginnen und Kollegen in Afrika, Asien und Lateinamerika auch noch mit dem Verlust unserer Arbeitsplätze bezahlen müssen.

Wir brauchen aber nicht nur Mitbestimmung, sondern auch eine staatliche Investitionskontrolle, damit die Spiesse im Wettbewerb gleich lang sind, damit nicht jeder für dumm verkauft wird, der umweltfreundlicher und energiesparsamer produziert als die Konkurrenz. Mitbestimmung und Investitionskontrolle sind indessen nur eine erste Etappe auf dem Weg zu einer umfassenden Demokratisierung der Wirtschaft, zur demokratischen Planung einer menschengerechten Zukunft. Nur der Mensch, der seine Zukunft plant, ist auf der Höhe seiner Würde. Die Zukunft dem Markt oder den Multis zu überlassen, wäre Verlust dieser Würde, wäre Entfremdung. Lieber Planungsfehler machen, die menschlich zurechenbar und verantwortbar sind, als Fremdbestimmung durch anonyme Mächte und Märkte dulden.

«Du, lass dich nicht verhärten»

Kolleginnen und Kollegen,
Genossinnen und Genossen!

Der Sozialismus muss *einen* Gegner vor allem ernst nehmen: das ist das fehlende Selbstbewusstsein, die Kleingläubigkeit und die Mutlosigkeit seiner Anhänger. Unser Gegner ist nicht so sehr der Kapitalist an sich, als vielmehr der Kapitalist in uns selbst, das bourgeoise Sicherheitsdenken, das alle politische Phantasie erstickt.

In unserem Ziel müssen sich wiedererkennen: die Erniedrigten und Beleidigten in aller Welt, die echten Nachfolger des frühen Sozialisten aus Nazareth und alle, die aus dem Prinzip Hoffnung leben. Wiedererkennen müssen sie sich auch in unseren Methoden, die das grosse Ziel, das wir uns setzen, nie verleugnen dürfen. Was zart ist und sanft, kann nicht mit Härte oder mit Gewalt erzwungen werden, was Liebe ist, nicht mit Hass. Daran mahnt uns Wolf Biermanns Lied «Ermutigung»:

Du, lass dich nicht verhärten
In dieser harten Zeit
Die allzu hart sind, brechen
Die alzu spitz sind, stechen
Und brechen ab sogleich

Du, lass dich nicht verbittern
In dieser bittren Zeit
Die Herrschenden erzittern
— sitzt du erst hinter Gittern —
Doch nicht vor deinem Leid

Du, lass dich nicht erschrecken
In dieser Schreckenszeit
Das wolln sie doch bezwecken
Dass wir die Waffen strecken
Schon vor dem grossen Streit

Du, lass dich nicht verbrauchen
Gebrauche deine Zeit
Du kannst nicht untertauchen
Du brauchst uns, und wir brauchen
Grad deine Heiterkeit

Wir wolln es nicht verschweigen
In dieser Schweigezeit
Das Grün bricht aus den Zweigen
Wir wolln das allen zeigen
Dann wissen sie Bescheid